

Predigt am 13. Sonntag nach Trinitatis, 6. September 2020

Pastor Steffen Kühnelt

Predigttext: Apg 6, 1-6

⁶In dieser Zeit wuchs die Gemeinde stetig. Eines Tages beschwerten sich die Zugezogenen. Sie warfen den Einheimischen vor, ihre Witwen bei der täglichen Speisung zu übergehen.²Daraufhin beriefen die Zwölf eine Versammlung aller Jüngerinnen und Jünger ein und sagten: »So geht das nicht! Wir können doch nicht die Verkündigung vernachlässigen, um selbst an den Tischen das Essen auszuteilen.³Brüder und Schwestern, wählt aus eurer Mitte sieben Männer aus. Sie sollen einen guten Ruf haben und vom Geist Gottes und von Weisheit erfüllt sein. Ihnen werden wir diese Aufgabe übertragen.⁴Wir dagegen werden uns ganz dem Gebet und der Verkündigung widmen.«

⁵Der Vorschlag fand die Zustimmung der Versammlung. Sie wählten Stephanus, einen Mann mit festem Glauben und erfüllt vom Heiligen Geist. Außerdem Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus aus Antiochia, der früher zum jüdischen Glauben übergetreten war.⁶Diese sieben ließ man vor die Apostel treten. Die beteten für sie und legten ihnen die Hände auf. ⁷Das Wort Gottes breitete sich aus, und die Gemeinde in Jerusalem wuchs immer weiter.

Der Friede Gottes sei mit Euch allen. – Amen.

Liebe Gemeinde, Schwestern und Brüder! Wenn man Menschen heute auf der Straße fragt: Wofür ist Kirche (noch) da in unserer Gesellschaft und wofür ist sie notwendig bzw. was erwarten Sie von Kirche? Oder: warum würden Sie die Kirche unterstützen? Dann steht eine Antwort ganz oben, das zeigen Umfragen der letzten Jahre. Sie lautet: „Weil die Kirche sich um die Alten, Schwachen, Hilfsbedürftigen kümmert.“ D.h. im allgemeinen Bewusstsein von Mitgliedern, aber auch Nicht-Mitgliedern gilt: Kirche ist und soll sozial und diakonisch sein, auch seelsorgerlich für Menschen da sein. Eine Kirche der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, die wird erwartet, die soll sein. Kirche als Rettungsanker in unserer Gesellschaft; ein Netz, wenn alle Netze reißen. Und auch bei den Hilfebedürftigen gibt es diese Erwartung/Hoffnung: Letzte Woche an meiner neuen HausTür waren Obdachlose, die nach Unterkunft suchten, für die ich der Vermittler sein sollte und nur zum Teil sein konnte. Da waren Menschen ohne Geld, die um etwas Zuschuss baten, um über den Tag zu kommen, Menschen, die um ein Ohr baten, das zuhört... Der Kirche haben sie das zugetraut.

Dass Kirche ein Ort der Verkündigung ist, der Predigt, wo die Bibel gelesen und ausgelegt wird, auch des Gebets, also des Glaubens an Gott... Der Besinnung auf das Wort Gottes, wie immer man das dann auch im Einzelnen versteht, das wird oft für weniger wichtig erachtet, kommt auf der Liste der Ansprüche an die Kirche weiter unten, ist oft nur noch für die Hochverbundenen relevant (für

Euch, die Ihr Euch am Sonntagmorgen aufmacht). So ist das im 21. Jahrhundert in Mitteleuropa. Jeder für sich und gemeinsam können wir immer wieder überlegen, welche Aufgabe Kirche an unserem Ort hat; für möglichst viele Menschen hier in Rissen. Und wie wir eine christliche Gemeinde so gestalten können, dass sie diesem Anspruch entspricht... Da höre ich immer wieder gerne Ihre/Eure Meinung. Ab nächster Woche können wir uns darüber auch im Internet/Blog austauschen...

Damals in Jerusalem war die Situation anders, nicht nur was die digitalen Möglichkeiten anging... Wir befinden uns im Jahr 34 oder 35, ein Jahr nach Ostern oder vielleicht zwei. Die Gemeinde Jesu ist gewachsen. An manchen Orten im Land, besonders aber in der Haupt-Stadt. Viele Arme und Bedürftige haben sich in der Gemeinde gesammelt, Frauen und Männer. Denn es geht doch im Evangelium, in der Nachfolge Jesu um Ansehen und Würde des Menschen unabhängig von Besitz oder Stand oder Geschlecht; es geht darum als Geschwister zu leben, in Frieden und Liebe und Gerechtigkeit. Das ist attraktiv, gerade für viele, die im Schatten stehen oder standen.

So gibt es Gottesdienste in der Gemeinde, Hausversammlungen bei denen, die Häuser haben und Platz; von Jesus wird da erzählt, seine Worte werden wiederholt und die Menschen vergewissern sich, spüren gemeinsam „er ist da, er lebt!“. Und es gibt gemeinsame Mahlzeiten, die die Gemeinde organisiert, so wie Jesus die Gemeinschaft am Tisch gepflegt hat. Abendmahlsfeiern, bei denen alle satt werden sollen. Das ist viel Arbeit das alles zu organisieren und es wird immer mehr, je größer die Gemeinde wird.

Den Jüngern, diesem engsten Kreis (12?), wird all das zu viel. Und als es eine Unzufriedenheit/Murren gibt, weil die Einheimischen den Zugezogenen, die Hebräischsprachigen den Griechischsprachigen bevorzugt werden, ganz konkret bei den Mahlzeiten; als die griechischen Witwen sich mit den Resten zufriedengeben müssen, läuft das Fass über. Es kommt zum Protest: Vielleicht, weil zu wenig zu essen da ist oder zu wenig Mitarbeiter*innen, vielleicht zu wenig Ordnung, zu wenig Gerechtigkeit. Der Protest wird den Jüngern zugetragen. Und ihr Beschwerdemanagement beginnt mit den Worten: *„Darum sollen wir uns also auch noch kümmern. Wir sollen auch noch am Tisch bedienen und für Ordnung sorgen?! Das geht so nicht. Wir haben anderes zu tun.“*

Einiges von damals finde ich, ist von Interesse, kann uns etwas sagen und zeigen. Erstens: Gemeinde war nicht homogen. Die Gemeinde ist sozusagen immer schon multikulturell. Verschiedene Kulturen, Glaubenstraditionen (viele

aus dem Judentum kommend, andere ganz anders verwurzelt) kommen zusammen und gehören an einen Tisch. Aber gerade, weil die einen so sind und die anderen so, weil es Minderheit und Mehrheit gibt, die Alteingesessenen und neue Gesichter, kommt es zu Ausgrenzungen. Bewusst oder unbewusst. Aus Nüchternheit oder Bequemlichkeit. Der Anspruch für alle da zu sein, ist in der Praxis, im Alltag schwer einzuhalten. Einige fallen hinten runter... Für diesen Blick sollten wir sensibel sein... Wer wird bei uns übersehen? Oder wer ist gar nicht erst da, weil er glaubt, es gäbe keinen Platz am Tisch?

Zweitens wird aber deutlich: Gemeinde war von Anfang an eine soziale Gemeinde, eine diakonische, d.h. helfende Gemeinde. Nach dem Gottesdienst gab es eine Mahlzeit, es gab praktische Hilfe, gemeinschaftliches solidarische Leben. Das gehörte immer schon dazu. Wesentlich.

Drittens: Es gibt eine Art Hierarchie. Eine Leitung. Die ist überarbeitet. Die soll aber die Probleme lösen. Der Ton der Apostel kommt etwas fragwürdig daher. Ein bisschen arrogant klingt es. „Wir haben Wichtigeres zu tun. Wir müssen den Gottesdienst vorbereiten... und können uns nicht mit Tischdecken beschäftigen.“ Ist das unter ihrer „Würde“? Auf jeden Fall steckt in den Worten eine Gefahr einer Abwertung der Praxis... Aber es ist eben auch so, dass hier offenbar eine Grenze der Belastbarkeit erreicht ist. Es wird ihnen, die leiten, einfach zu viel.

Wenn wir im nächsten Jahr nur noch zwei Pastoren in Rissen sind, müssen wir Arbeit neu aufteilen, und zwar innerhalb der Belastbarkeitsgrenzen... Und dass nicht alle und auch nicht die Pastoren alles machen müssen oder können, wissen wir auch. Zum Glück. Es gibt Talente fürs Organisieren und Talente fürs Anpacken, fürs Reden und fürs Zuhören, es gibt Talente für verschiedene Praxisfelder und Menschen, die in Tätigkeiten/Aufgaben hineinwachsen können, wenn ihnen denn etwas zugetraut wird und sie gefördert werden: Hier bei uns in der Johannesgemeinde sind Menschen, die sich um Gebäude sorgen, um Finanzen, um digitale Technik; hier sind welche, die die Nachbarschaftshilfe organisieren und die sie leisten. Die für andere da sind, als Teil der Gemeinde, für das Gemeinsame. Und warum sollte nicht ein Gottesdienst auch ab und zu ohne Pastor oder Pastorin stattfinden, schließlich haben wir ein Priestertum aller Gläubigen?! Es braucht viele Schultern, Hände, Köpfe, damit eine Gemeinde gut leben und gedeihen kann und Menschen in ihr aufgehoben sind. Das ist vielleicht eine Binsenweisheit, aber die Geschichte vom Anfang erinnert uns daran.

Also, so damals, wurde die Krise als Chance genutzt und die Aufgaben wurden geteilt und ein neues Amt wird geschaffen: das des Diakons. Stephanus und die anderen werden ausgewählt und berufen, um sich um die praktischen und soziale Belange zu kümmern. Sieben Männer sind es – aber wer weiß, ob hinter den Männern nicht patente Frauen standen, die hier mal wieder nicht erwähnt werden.

Krise, Chance, Idee und Umsetzung. Und: *Das Wort Gottes breitete sich weiter aus.* Heißt es. Und darin steckt das, was wir nicht vergessen dürfen.

Evangelium, das Wort von der Liebe Gottes, breitete sich aus durch das Wort, *und* durch die Tat. Im Gottesdienst ja, aber auch an vielen anderen Orten in Jerusalem und in Rissen. Am Sonntagmorgen, wenn wir zusammen beten und singen, am Montagabend im Posauenchor, am Dienstag auf den Grünen Stühlen, wenn mitten in der Wedeler Landstr. ein Ort, wo Menschen ins Gespräch kommen, gehört werden; am Mittwoch beim Konfirmandenunterricht, wenn Jugendliche hoffentlich merken: hier ist ein Ort, wo ich einfach sein darf. Am Donnerstagmorgen im Weltladen, wenn Menschen sich für Gerechtigkeit und gedeckter Tisch in der einen Welt einsetzen. Überall ist Evangelium und kommt das Evangelium in die Welt!

Liebe Gemeinde, das Wort braucht immer wieder die Tat, die Konkretion, denn das Evangelium dient dem konkreten Leben, meinem Leben, im Alltag, nützt mir in meinem Zusammenleben mit anderen, mit mir selbst; es hilft mir menschlich zu leben und anderen auch. Aber mein Tun braucht auch immer wieder die Besinnung auf den Ursprung meiner Hoffnung, meiner Liebe, meines Vertrauens. Ich brauche immer wieder das Gebet, die Ausrichtung auf Gott, die Kraftquelle meines Lebens. Amen.